

MOUNT ST. ELIAS

DIE LÄNGSTE SKIABFAHRT DER WELT



EINE WAHRE GESCHICHTE VON

AXEL NAGLICH

AUFGEZEICHNET VON JOACHIM RIENHARDT



TYROLIA

INHALT

1	28. 5. / Biwak »Dieser Berg schreibt seine eigenen Geschichten«	8	10	20. 5. / Skiabfahrt zum Meer »Wenn du jetzt stürzt, fliegst du 1000 Meter runter«	116
2	Paul Claus / Pilot und Betreiber der Ultima Thule Lodge »Es gibt am Mount St. Elias mehr Scheitern als Erfolg«	16	11	21.–26. 5. / Hochlager 1 »Wenn dein eigener Kopf zum Gegner wird«	132
3	29. 5. / Schneehöhle »Es schneit mehr, als wir wegschaufeln können«	28	12	27. 5. / Hochlager 2 »So hoch wie möglich kommen ist heute unser Ziel«	146
4	30. 5. / Schneehöhle »Die werden nie kapieren, was am Berg abgeht«	36	13	28. 5. / Rückzug »Die Entscheidung oben am Berg kann dir keiner abnehmen«	162
5	Der Berg. Die Idee »Es war von Anfang an klar: Du wirst deine normale Schwelle überschreiten ...«	42	14	Gerald Salmina / Regisseur und Filmproduzent »Der Druck war von Anfang an immens«	172
6	Die Erstbesteigung 1897 »Die Forschungsreise des Herzogs der Abruzzen nach dem Eliasberge im Jahre 1897«	54	15	31. 5. / Rettung aus der Luft »Wir haben nur noch einen Wunsch: weg von hier«	182
7	Der Berg. Das Projekt »Es ist die Faszination der Frage: Geht es oder geht es nicht?«	72	16	Zweiter Versuch »Dem Berg ist es völlig egal, was du da oben anstellst«	192
8	Die Tragödie 2002 »2 Dead – mit großen Lettern in den Schnee geschrieben«	84	17	9.–11. 8. / Gipfelanstieg »Wenn's gut geht, bist du ein Held. Wenn's schiefgeht, bist du tot«	198
9	11. 5. / Aufbruch ins Basislager »Das ist nicht Hollywood. Das ist jetzt echt«	98	18	11. 8. / Abfahrt, Tag 1 »Das Schwierigste an diesem Berg? – Er verzeiht keine Fehler«	220
			19	12. 8. / Abfahrt, Tag 2 »Jetzt gilt es«	234

»DIESER BERG SCHREIBT SEINE EIGENEN GESCHICHTEN«

Über Nacht ist der Atem zu Reif an das Innere des Biwaksacks gefroren. Jetzt rieselt er in Flocken wieder herab, schmilzt auf dem Gesicht und läuft in kleinen kalten Bächen in den Kragen. Bereits der Versuch, sich mit der Hand zu schützen, wird bestraft. Allein bei der kleinsten Regung kommt noch eine Ladung mehr von oben. Als ob es nicht schon kalt und ungemütlich genug wäre, hier draußen in der endlosen Weite Alaskas, irgendwo nahe der Grenze zwischen USA und Kanada, im Niemandsland aus Eis und Schnee, in etwa 4600 Meter Höhe. Es hat 30 Grad minus. Zum Glück sind die Füße im Schlafsack noch richtig warm. Aber in den restlichen Körper dringt die Kälte jetzt, in den frühen Morgenstunden, durch jede Pore bis auf die Knochen.

Zum Glück habe ich in dieser Nacht ein paar Stunden gut geschlafen, in diesem unwirtschaftlichen Lager, das wir uns gestern spätabends völlig erschöpft noch mit Pickel und Lawinenschaufel in den Steilhang dieses elenden Berges getrieben haben. Eine kleine Nische für meinen Kameraden Peter Rössmann, den alle Resl nennen, und mich. Eineinhalb Meter breit, zwei Meter lang. Es sieht ein bisschen aus wie ein Sarg in Weißblau. Die Lage von Jon, Beat, Volker, Günther und Phil neben uns ist auch nicht besser. Über uns thront ein mächtiger Eisbruch. Unter uns klafft eine Gletscherspalte.

Es ist 7.30 Uhr. Der Wind bläst von Nordost. Starr vor Kälte und Müdigkeit möchte jeder von uns einfach nur liegen bleiben. Schon ein kleiner Blick durch einen Schlitz nach draußen genügt, um die Ungewissheit zu befeuern. Und die Angst. Die Angst davor, dass unsere Niederlage besiegelt ist. Dass wir uns völlig vergebens bis hier herauf gequält haben. Dass wir es nicht schaffen, unseren Traum zu verwirklichen, dem wir die letzten drei Jahre gewidmet haben: Es geht nicht nur darum, den Gipfel des Mount St. Elias zu besteigen, den zweithöchsten Berg der USA. Es geht vor allem um die Herausforderung, von diesem Berg auf Skiern wieder hinunterzufahren. Hinab bis an den Golf von Alaska, 37 Kilometer wildes Gelände

mit Steilhängen, die an kilometerhohen Abbrüchen enden. Insgesamt 5489 Meter Höhendifferenz auf Ski – ein Weltrekord. Das hat zuvor noch niemand geschafft. Versuche gab es. Nur bislang hat es keiner überlebt. Dieser Berg kann Helden machen. Aber er droht auch mit dem Tod.

Jetzt aber ist der Nebel so dicht, dass ich kaum noch die Umrisse von Resls Biwaksack erkennen kann, obwohl er direkt neben mir liegt. Dabei war die Wetterprognose geradezu perfekt. Und sie kam von keinem Geringeren als Karl Gabl, Leiter der Tiroler Außenstelle der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik in Innsbruck. Er ist nicht nur promovierter Meteorologe, er hat als staatlich geprüfter Berg- und Skiführer selbst einige Expeditionen geleitet. Und er hat von seinem warmen Büro am Flughafen Innsbruck zum Gelingen ungezählter Abenteuer als stiller Held beigetragen. Auch bei den großen Stars der Alpinszene. Bei Reinhold Messner, bei Hans Kammerlander, bei den Brüdern Thomas und Alexander Huber – Gabl ist ein kleiner Gott für deutschsprachige Expeditionen an den wildesten Bergen der Welt, einer der Besten seines Fachs. Einer, der weiß, welches Wetter man braucht am Berg.

Für uns ist es, als wäre er hier beim Team. Im Herzen ist er mit dabei, fiebert mit. Gestern erst, spät in der Nacht, haben wir zuletzt mit ihm telefoniert. Erst in zwei Tagen sollte das verdammte Aleuten-Tief wieder da sein. Per Satellitentelefon sind wir auch jetzt in Kontakt. Die Vorhersage ist ihm peinlich. Doch was soll er tun?

Wir bleiben erst einmal liegen, obwohl wir uns fast alles abfrieren. Dann treibt uns die volle Blase raus aus dem vergleichsweise gemütlichen Schlafsack. Wasser kochen, Heidelbeer-Müsli essen. Und frieren. Es ist nicht der Moment für große Kommunikation. Doch dann, so gegen 9 Uhr, wird es plötzlich heller. Plötzlich ist die Sonne da. Wir sehen sogar unser Vorgeschobenes Basislager von hier aus, gut und gerne 1600 Meter unter uns. ABC sagen wir zu dem wilden Zeltlager, neben dem wir eine Höhle für Küche, Vorräte und Material gegraben haben.

Es sind insgesamt mehrere Tonnen. Denn mein Traum ist es, dieses ganze Unternehmen zu filmen. Die gesamte Expedition an diesem monumentalen Berg. Und natürlich die ganze Abfahrt bis hinunter ans Meer. Wir haben für das Projekt sogar die österreichische Filmförderung begeistern können. Deswegen sind jetzt Leute mit hier oben, die vielleicht besser nicht dabei wären. Fotografen, ein Kameramann, Bergführer als Helfer zum Tragen. Insgesamt sind wir sieben Mann. Das geht nicht nur zu Lasten der Geschwindigkeit. Das erhöht vor allem den Druck ungemein. Die Expedition ist zum Erfolg verurteilt, wenn wir nicht wollen, dass uns alle beim Scheitern zuschauen. So haben wir allein schon drei Wochen da unten im Vorgeschobenen Basislager ausgeharrt, Vorbereitungen getroffen für den Angriff. Und gelauert auf den richtigen Moment, der jetzt gekommen scheint. Was soll jetzt noch schiefgehen? Jetzt können wir sogar den Gipfel sehen. Also: zusammenpacken, Rucksack auf, losgehen.

Wir kommen gut voran. Schon um 11 Uhr sind wir am Fuß der letzten Flanke. Die sieht nicht einmal so schlimm aus wie vermutet. Wenig Blankeis. Und nicht so steil wie befürchtet, vielleicht 45 bis 50 Grad. Es wird sogar Spaß machen, auf ihr abzufahren. Freude kommt auf. Endlich wieder ein entspanntes Lachen. Vor dem endgültigen Aufbruch zum Gipfelsturm noch eine letzte, kurze Pause. Trinken, Power-Riegel essen. Dann jedoch der niederschmetternde Blick Richtung Meer: Wolken ziehen herauf. Zuerst wandern sie über den Gipfel, dann ziehen sie sich am Himmel zusammen. Innerhalb von 15 Minuten stehen wir im dichten Nebel. Das Funkgerät spinnt mal wieder, wie immer, wenn es richtig kalt wird, macht der Akku Probleme. Dann endlich kommt Gerald Salmina zu uns durch. Er ist der Regisseur, der eigentlich alles filmen soll. Er hat sein Basislager in der Icy Bay Lodge, einer Blockhütte an der Küste, wo mit ihm auch der Hubschrauber wartet, gut 40 Kilometer entfernt.



1



2



3

- 1 Jon Johnston im Abstieg
- 2 Der übliche Zustand der Zelte im Lager: eingeschneit
- 3 Nahezu tägliche Schneefälle ergeben unglaubliche 38 Meter Schnee im Jahresmittel.

Rechts: Blick vom Basislager Richtung Süden
auf eine unbekante Schönheit



Mit dem Helikopter wäre er, gute Sicht vorausgesetzt, in einer halben Stunde hier. Jetzt ist der nächste Außenposten der Zivilisation Lichtjahre von uns entfernt. Kein Gedanke mehr an den Plan, der noch vor wenigen Minuten vorsah, dass Gerald unsere Abfahrt filmt. Wenn er bei diesem Wetter noch im Heli sitzt, muss er selbst schauen, wie er wieder runterkommt. Salmina warnt vor einem Sturm. Seine Stimme klingt aufgeregt. Aber tun kann er nichts. Ich denke mir: »Jetzt brennt der Hut.«

»Da gibt es keinen Gipfelgedanken mehr«, wird Resl später sagen, »da gibt es nur noch den Überlebensgedanken. Da schaust du nur noch: Wie kommen wir schnell und sicher ins Tal?« Wir versuchen es zunächst auf Skiern, auch wenn jetzt kein Mensch hier filmen kann. Zumindest von 4700 Meter abwärts soll dieser Berg uns gehören. Das Verlangen, ihn auf Skiern zu bezwingen, unser Ziel zumindest in etwa zu erreichen, ist noch nicht ganz gebrochen. Nach einer Stunde sind wir am Biwak. Wir packen sogar noch zusammen, was herumliegt. Dann tasten wir uns im Nebel weiter voran. Die zweite Flanke geht noch ganz gut. Dann wird der Wind immer stärker. Es beginnt zu schneien. Die Sicht ist jetzt fast bei null. Und ab unserem High Camp wird es richtig haarig. Wer jetzt stürzt, ist verloren. Weiter auf Skiern zu fahren wäre der absolute Irrsinn. Wir müssen ans Seil. Doch von den Eisschrauben, die wir beim Aufstieg installiert haben, ist nichts mehr zu sehen. Neue zu setzen geht kaum, weil das Eis so kalt ist. Es springt. Ohnehin sind uns nur wenige geblieben.

Teilweise hängen wir nun beim Abseilen nur an einer einzigen Sicherung. Mal geht es an dem 100-Meter-, dann an dem 60-Meter-Seil nach unten. Mühsam. Unsere Gesichter sind inzwischen vollkommen vereist. Es dauert eine gefühlte Ewigkeit, bis wir endlich auf dem Haydon Col stehen, auf 3100 Meter Höhe. Jetzt wird der Sturm immer heftiger. Es ist etwa 19 Uhr. Oder vielleicht schon viel später? Das Gefühl für Zeit und Raum verschwimmt. Wir sind alle ziemlich ausgepumpt, fertig,

stehen im Nebel. Die Hoffnung ist, dass wir es irgendwie über die Haydon-Peak-Flanke schaffen, die uns bereits beim Aufstieg größte Sorgen gemacht hat: Lawinengefahr. Hier oben will keiner eine weitere Nacht im Biwak bleiben.

Zum Glück hat der Wind die Situation sogar etwas entschärft, die Flanke ausgeweht. Nur: In der Kälte kleben die Felle jetzt nicht mehr am Belag unserer Skier. Immer wieder lösen sie sich, während wir queren. Abschnallen, wieder befestigen, weitergehen. Nach einigen Metern das gleiche Spiel von vorne. Eine Qual, bis wir die Haydon Shoulder erreichen. Jetzt im Mai bleibt es lange hell. Aber nun ist es trotzdem schon dunkel, etwa 23 Uhr. Der Rucksack mit seinen 15 Kilo Gewicht fühlt sich tonnenschwer an. Dann, endlich, können wir wieder fahren. Abfahren in unser Vorgeschobenes Basislager. Die Befürchtung, der Sturm habe unsere Zelte zerlegt, trifft nicht zu. Tagebucheintrag: »Nachtruhe 1.30 Uhr (Durst!!) ...« Was ich meinem Tagebuch nicht anvertraue: Die Gedanken sind bei Paul Claus. Der berühmte-berühmte Buschpilot hatte uns eindringlich vor der Unternehmung gewarnt. »Sei nicht frech zum Elias«, hatte er mir immer wieder gesagt. Am liebsten wäre ihm wohl gewesen, wir hätten die Finger ganz von diesem Berg gelassen.